

Die Todeslotterie.

Nach dem Englischen. Deutsch von J. Cassirer.

Ihr wißt, so erzählte ein bereits ergrauter, militärisch aussehender Herr an unserm Stammtische, als sich die Unterhaltung auf Muth und Todesverachtung gelenkt hatte, ihr wißt, daß in dem großen Kriege zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten jeder, der nur einigermaßen gesunde Glieder hatte und eine Pistole tragen konnte, in einem der beiden Lager mitleidigste. Ich selber war Kapitän und Proviantkommissar bei den Volunteers der Vereinigten Staaten und war einer Kavallerie-Brigade der Potomac-Armee zugeheilt. Im Herbst des Jahres 1864 hatte meine Brigade vier bis fünf (englische) Meilen südlich von Winchester, Virginia, Winterquartiere bezogen. Meine Aufgabe als Proviantkommissar war es, aus der Stadt die Lebensmittel und die Futrage herbeizuschaffen, und beständig war ich mit einem Wagenzuge unterwegs. Für so ausgeschlossenen hielt ich es, daß ich auf diesem kurzen Wege, der ununterbrochen durch unsere Linien führte, jemals auf den Feind stoßen könne, daß ich es gar nicht der Mühe werth hielt, Säbel und Pistole mitzunehmen. Eines schönen Nachmittags in der zweiten Hälfte des November tritt ich mit meiner Ordnung, einem braven Soldaten, Leonard hieß er, an der Spitze meines Zuges. Vorerstlich darüber, daß die Maulseilspanne sich so langsam fortbewegten, überließ ich das Kommando meinem Unteroffizier und sprengte, nur von meiner Ordnung gefolgt, voran. Erst etwas mehr als die Hälfte des Weges nach unserm Lager hatten wir zurückgelegt — die Straße führte durch den Wald —, als bei einer Kreuzung des Weges ich vier bis fünf Reiter etwa eine Viertelmeile von uns entfernt halten sah. Ich rief meine Ordnung herbei und fragte sie, was sie davon dächte.

Ich sagte nur, daß mir die Riemen, mit denen ich an den Sattel gebunden war, weh thaten. Darauf ließ er halten, und Leonard und ich wurden losgebunden, jedoch gewarnt, daß jeder Versuch zur Flucht mit unserem sicheren Tode enden würde. Rufen wir weiter bis etwa acht Uhr Abends. Eine Zeit lang ging es bergauf, und dabei kamen wir nicht so rasch vorwärts. Plötzlich aber sah ich vor und unter uns, auf einer Ebene, die sich nicht sehr weit ausdehnte, ein Lager von etwa fünf- bis sechshundert Mann. Da sind wir, erklärte der Leutnant, und bald waren Leonard und ich unter starker Bewachung im Hauptquartier des Obersten Mosby zu Quartieren untergebracht. Einige zwanzig andere Jantees theilten unser Schicksal. Da das Abendrot bereits vorüber war, erhielten wir etwas kaltes Fleisch und einen Krug Wasser. Wie ich gewahrte, waren ein paar meiner Mitgefangenen Infanteristen, auch ein junger Bursche, der wohl vierzehn Jahr erst zählen mochte und der bei einem Infanterie-Regiment die Trommel schlug, war darunter. Die überwiegende Mehrzahl jedoch bestand aus Kavalleristen, die sich von ihren Kommandos so weit weggezogen hatten. Offenbar war ich der einzige Offizier; da ich aber den Mantel eines Gemeinen trug, konnten meine Leidensgefährten zunächst meinen Rang nicht erkennen. Die vor uns aufgestellten Posten gingen auf und ab; mehrere der Gefangenen schliefen, und ich sah auf einem Baumstamm und rauchte, als ich im trüben Scheine des Lagerfeuers bemerkte, wie eine berittene Gestalt sich uns näherte. Bei dem Posten hielt die Gestalt, und bald darauf rief auch der befehlshabende Unteroffizier: „Antreten — antreten, ihr Jantees! Beieilt euch! Stellt euch dort hin!“ Als alle Gefangenen sich aufgestellt hatten, trat er zu dem Reiter hin, salutirte und meldete: „Die Gefangenen sind zur Stelle, Herr Oberst!“ „Wieviel sind es?“ fragte der Reiter — „Im Ganzen zweiundzwanzig, Herr Oberst.“ Und da wußte ich, daß wir vor dem Schreden des Hales, dem Obersten John S. Mosby, einem der gefürchtetsten Offiziere des Südens, standen. Als Mosby näher an's Lagerfeuer trat, war ich von seiner Erscheinung einigermaßen überrascht, denn nichts weniger als muthig und tollkühn sah er aus, aber dennoch wußte ich, daß er das war. Weder wild noch tyrannisch schien er, und ruhig ließ er sein Auge auf uns haften, freilich so, als wollte er mit einem einzigen Blick unsere ganze Seele lesen. Folgendermaßen redete er uns an: „Leute, euer General hat es für gut befunden, meinen Soldaten, die in seine Hände fallen, keinen Parndon zu geben, und er läßt sie auf der Stelle erschießen oder aufhängen. Eine solche Art der Kriegsführung vermag ich nicht zu billigen, aber ich muß Gleiches mit Gleichem vergelten, und das fällt mir auch gar nicht so schwer, denn auf jeden meiner Leute, der in eure Gefangenschaft geräth, kommen zwei von euch bei mir. Auch jetzt steht die Sache für euch schlimm, und fünf von euch zweiundzwanzig Gefangenen müssen sterben.“ „Es ist nicht meine Art, fünf Beliebige von euch auszuwählen, die erschossen werden sollen. Der beste und gerechteste Weg wäre wohl der, wenn ihr um euer Leben Looset zieht.“ Zu dem Unteroffizier gewandt, fuhr er fort: „Nehmen Sie zweiundzwanzig gleiche Stücke Papier. Fünf nummerieren Sie von eins bis fünf, und die andern siebzehn lassen Sie unbeschrieben. Jeder Mann soll dann ein Loos ziehen, und Sie beaufsichtigen die Ziehung.“ Der Unteroffizier holte das Papier und eine Laterne. Bisher hatte ich noch zu Niemand über meinen Rang gesprochen, jetzt aber rief ich meinen Anproben auf, trat einen Schritt vor und fraate den berittenen Offizier, ob er vielleicht der Oberst Mosby sei. Er ließ antworten: „So heiße ich.“ Vor Wuth und Empörung konnte ich kaum noch an mich halten und ich rief ihm zu: „Ich bin ein Offizier und ein Gentleman, und diese Leute sind reguläre Soldaten der Armee der Vereinigten Staaten. Sie werden sie doch ganz gewiß nicht als Spione oder Hunde behandeln, weil das Kriegsgesetz sie in ihre Hände fallen ließ. Was Sie beabsichtigen, Herr Oberst, ist nicht Gerechtigkeit, sondern Mord.“ Nie werde ich das Aussehen von Mosbys Gesicht vergessen, als er mich jetzt fest ansah und erwiderte: „Was für Gerechtigkeit hätte ich wohl zu erwarten, wenn ich in die Hände Ihrer Soldaten fielen? Das eine will ich Ihnen nur sagen: das Leben des geringsten meiner Kameraden schätze ich höher als das von zwanzig Jantees. Aber ich will nur mit gleichem Maße messen — Mann für Mann. Darauf muß ich aber bestehen. Ich wußte nicht, daß Sie Offizier seien, und ich habe überzeugt, daß Sie als Offizier keine andere Behandlung beanspruchen, als ich Sie Ihren Leuten zutheilen werden lasse.“ Ich antwortete hierauf, daß ich für meine Person auch gar nichts anderes

wünschte, und trat auf meinen Platz zurück. Inzwischen war der Unteroffizier zurückgekehrt, und die schredliche „Todeslotterie“, wie ich sie seitdem genannt habe, nahm ihren Anfang. Auch ich zog, als die Reihe an mich kam, aus dem Helme ein Blatt Papier, aber ich vermochte nicht, es anzusehen — mein Herz schien stillzustehen, meine Arme schlitterten, meine Hand zitterte. Plötzlich aber erweckte mich wie aus einem entsetzlichen Traum das Wort: „Weiß! Zurücktreten!“ Ich sollte nicht durch Strid oder Kugel sterben, wenigstens jetzt noch nicht. Meinen Schred, meine entsetzliche Angst vermag ich euch nicht zu beschreiben, auch kann ich nicht sagen, wie ich ausgefallen habe, aber so viel weiß ich, daß ich solch entsetzliche Todesangst nie wieder durchmachen werde. Die Ziehung war zu Ende. Die fünf Opfer wurden von uns abgefordert, als sich jetzt eine jugendliche Stimme vernehmen ließ, die kläglich um „Parndon“, um „Erbarmen“, um ihr Leben bat. Oberst Mosby sah auf den kleinen Trommlerjungen, denn ihm gehörte diese Stimme, und fragte: „Unteroffizier, ist dieser Knabe einer von den Beurtheilten?“ „Jawohl, Herr Oberst.“ „Dann lassen Sie ihn wieder eintreten, der ist zum Sterben noch zu jung — Kapitän“, wandte er sich an mich, „da Sie vor dem Tode so große Furcht haben, wollen wir Ihnen noch eine Chance geben. Unteroffizier, thun Sie zwei Stücke Papier — eines nummerirt und eines unbeschrieben — in Ihren Helm, und lassen Sie den Kapitän und den Mann, der ihm zunächst steht, loosen.“ Obgleich ich bei dieser zweiten Ziehung nur zwei Chancen gegen eine hatte, fügte ich doch nicht jene furchterliche Angst, die mich bei der ersten befallen hatte. Ich trat vor und zog wieder ein weißes Stück Papier. Unendliches Mitleid empfand ich für den armen Burschen, der die verhängnisvolle Nummer gezogen hatte, und kaum hörte ich Mosby sagen: „Sie sind ein Glückspilz, Kapitän.“ Noch in derselben Nacht wurden wir von den Beurtheilten getrennt, und nach ein paar Tagen gelang es mir, zu entfliehen und glücklich unsere Linien zu erreichen. Auch von den fünf Beurtheilten entkamen zwei, der eine dadurch, daß er sich, nachdem die Salve gefallen war, tot stellte, und den anderen rettete ein uns freundlich gesinnter Reiter. Diese beiden Leute kamen später zu unserer Armee und bestätigten meine seltsame Geschichte von der „Todeslotterie“. Ihr werdet mir zugestehen, daß ich einmal in meinem Leben Grund hatte, Furcht zu zeigen.

Das alte Lied. Wiener Skizze von R. K. r a h n i g a. „Herzliche Herbsttage!“ sagte meine Frau. Sie ließ das Buch sinken, in dem sie bisher gelesen hatte, und sah wie träumend zum Fenster hinaus. Wenn man achtzehn Jahre mit einer Frau verheiratet ist, kennt man sie ja so ziemlich. Man weiß beiläufig, was es heißen soll, wenn die Frau sagt: „Es ist schön draußen!“ Das heißt: „Ich möchte mit Dir ausgehen!“ Ich sagte also: „Wißt Du vielleicht ein bißl spazieren gehen?“ „Ach nein!... Ich weiß ja, daß Du zu thun hast!“ „Aberdings, ich hätte zu thun, aber was gilt mir der Chef, wenn Du spazieren gehen willst!... Uebrigens kann ich ja das auch Abends machen!“ „So?... Na, dann gehen wir wirklich etwas ins Freie!... Es ist ja so herrlich schön!“ Die Frau war das Buch hin und sagte: „In fünf Minuten bin ich fertig!“ Ich wartete zehn Minuten... eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden... die fünf Minuten waren noch nicht zu Ende. Ich klopfte an ihrer Zimmerthür und sagte: „Na, was ist's denn?“ „Das habe ich schon ganz gern“, sagte sie drinnen, „wenn Du so jagst und treibst!... Gleich bin ich fertig!... Du hast's freilich leicht, Du nimmst einen anderen Krug und kannst ausgehen!“ Ich wartete noch eine Viertelstunde auf das „Gleich fertig...“ und dann endlich erschien die Frau. Sie war allerdings noch nicht fertig... die Handtücher hatte sie noch anzuziehen. Auf jedem Handtuch waren, glaube ich, sechs Knöpfe... Eine Viertelstunde später standen wir endlich vor dem Hausthor. „Wohin gehen wir?“ fragte ich. „Du wollest ins Freie!... Wollen wir nach Grözing, auf den Kobenzl?... Scherzing?... Prater?... Postleier?... Kobzerhütte?“ Die Frau sah nach der Sonne. „Es ist spät geworden!“ sagte sie. „Aber das kommt nur daher, weil ich nervös werde, wenn Du mich so jagst!... Ich denke, wir spazieren ein bißl durch die Straßen. Es dämmert jetzt schon sehr früh!“ „Gut, wie Du willst!... Spazieren wir durch die Straßen!“ „Wir wollen Auslagen anschauen!“ meinte sie. Mir gab's einen Stich durchs Herz. Wenn eine Frau „Auslagen anschaut“, so ist das meistens kein Spaziergehen, sondern ein Spaziergehen, zweitens schaut die Frau niemals Auslagen an, die den Mann interessieren und drittens ist das Auslagenschauen meistens mit Auslagen verbunden. Ich griff rasch in die Tasche. Vorsichtig, wie ich war, hatte ich nur das lederne Geldtäschchen bei mir, in dem sich meiner Schatzkammer nach so etwa fünf Kronen befanden mußten. Wir konnten also rasch Auslagen anschauen und es war nicht gefährlich. „Allo los!... An der Ecke der Straße, in der wir wohnen, befindet sich der Laden eines Buchhändlers. Ich wollte stehen bleiben, um mit die Neuerscheinungen zu betrachten.“ Die Frau zerrte mich am Arm und sagte: „Wißt Du Dir vielleicht noch Bücher kaufen?... Du hast ja ohnehin schon zwei Kisten und zwei Etageren voll!“ „Ja, aber es kommen doch immer wieder neue Bücher!“ „Antinn!... In den neuen Büchern steht wohl auch nichts anderes wie in den Deinen!... Komm weiter!“ Was blieb mir über?... Ich ging also mit. Wir kamen zu einem Weiswaren-geschäft. Mit einem Rud blieb die Frau stehen. „Reizen!“ sagte sie. „Diese modernen Kaffeetischgarnituren sind prächtig!... einzig!“ „Ja, die sind nicht übel!“ meinte ich. „Doch für uns ziemlich zwecklos, weil wir keinen Kaffee trinken!“ „Aber man soll doch zu etwas im Haus haben, wenn Besuch kommt!“ „Haben wir denn gar keine Kaffeetischgarnituren?“ fragte ich erstaunt. „Mir ist so, als hätte ich erst vor wenig Monaten...“ „Ja!... Ja... Selbstverständlich haben wir Kaffeetücher!... Schöne... Aber das hier sind ganz moderne...“ „Wenn wir ohnehin sechs haben, brauchen wir wirklich kein Siebentes!... denn siehst Du, in neuen Büchern steht doch manchmal etwas Neues, aber ein Kaffeetuch ist schließlich doch nur ein Kaffeetuch, ob es nun „a jour“ ist, oder Franzen hat, oder keine, ob es sezessionistische Muster hat oder nicht...“ „Das verstehst Du doch einfach nicht!“ sagte die Frau. Wir gingen weiter. Ein Schaufenster eines Kürschners fesselte meine Frau. Dort gab es Muffe, so groß wie für ein Mastodonweib. Auf jedem Muff baumelten fünf bis zwanzig Schwänzchen irgend eines Thieres. „Was jetzt alles modern wird!“ sagte ich. „Scheußlich!“ „Scheußlich!“ rief sie. „Du sagst scheußlich?... Diese Muffe sind ungemein schick!... Ich wollte, ich hätte einen!“ „Wozu brauchst Du einen Muff?..“

Du hast ja Deine Hände ohnehin immer in meinen Taschen... es kann Dir also nie kalt werden in Deinen kleinen Pragerln!...“ „Zuerst warf mir die Frau einen bitterbösen, vernichtenden Blick zu, dann aber, als ich der „kleinen Pragerln“ erwähnte, lächelte sie. Ja, wenn man mit einer Frau einmal achtzehn Jahre verheiratet ist, kennt man sie doch ein wenig, und weiß sie „zu nehmen“. Ich hatte diesen Trick schon einmal mit Erfolg angewendet, als sie wochenlang über Kopfschmerz und kalte Füße klagte. „Das ist aber doch begrifflich!“ sagte ich damals. „Dein Kopfschmerz kommt von den kalten Füßen, und die kalten Füße kommen daher, daß Du so kleine Füße hast, daß das Blut darin keinen Platz hat, um ordentlich zu zirkulieren.“ Von dem Augenblicke an klagte sie nie wieder über Kopfschmerzen. Auch diesmal hatte ich damit gesiegt. So meinte ich wenigstens. Die Frau starrte wie hypnotisiert auf den Muff mit den fünf Schwänzchen. „Zu meiner dunkelblauen neuen Toilette müßte er mir gut stehen, meinst Du nicht?“ „Aberdings, aber... sieh Dir doch den Preis an!... Wer soll denn so etwas erschwingen!“ „Ach, das ist doch leicht hereinzubringen!“ rief sie. „Wir streichen Sonntag die Bäderei... die kostet mich doch jeden Sonntag zwei Kronen... und da das Jahr heutzutage Sonntage hat...“ „Nur zweiundfünfzig!“ wandte ich ein. „Allo zweiundfünfzig! Ich weiß das ebenso gut wie Du... aber ich nenne eben eine runde Ziffer!... Zweiundfünfzig Sonntage keine Mehlpfeife und ich habe den Muff hereingebracht!“ „Verzeih“, erwiderte ich, „Deine Rechnung ist nicht ganz klar!... Ich soll jetzt diesen Muff bezahlen, nicht wahr?“ „Ja, wer denn?... Ich doch nicht? Du weißt doch, daß ich kein Privatvermögen besitze!“ „Reider!... Ich soll also den Muff bezahlen, Dir wie bisher Dein Wirtschaftsgeld geben, Du ersparst Dir wöchentlich zwei Kronen, hast einen Muff und wir keine Mehlpfeife!“ „Siehst Du, wie Du denkst!... Klein, Du tannst Dir das Muffgeld langsam abziehen. Für jeden Sonntag zwei Kronen und da das Jahr vierzig Sonntage hat...“ „Zweiundfünfzig!“ sagte ich. „Allo zweiundfünfzig!... Nun, was ist's mit dem Muff?“ „Ich habe nur fünf Kronen bei mir!...“ erwiderte ich. „Ich lasse mir den Muff morgen früh mit der Rechnung ins Haus schicken und bezahle morgen. Ist's Dir recht?“ Eigentlich war es mir nicht recht, aber es ließ sich nicht ändern. Die Frau hatte also den Muff. Sie freute sich etwa so, als wenn mich ein amerikanischer Multimillionär zum Uferfahlerben eingesetzt hätte. Der erste Sonntag kam. Es gab dennoch Mehlpfeife. „Das ist sehr edel von Dir!“ sagte ich. „Siehst Du, das macht Deinem Herzen alle Ehre, daß Du trotzdem Bäderei gibst, obwohl ich Dir die zwei Kronen wöchentlich abziehen werde.“ Ihr Antlitz umdüsterte sich etwas, dann rief sie: „Was?... Du willst mir thatächlich die zwei Kronen abziehen?... Schämst Du Dich denn gar nicht?... Du willst also auf Kosten der Kinder und des Dienstmädchens Deine Frau belästigen?“ Einen Muff nannte sie „belästigen“. Ich wollte etwas sagen, aber sie war schneller. „Du bist's imstande!“ rief sie. „Das siehst Du ähnlich!... Aber zum Glück bin ich noch da, und werde es nicht dulden, daß Du Dich auf Kosten eines armen Dienstmädchens bereicherst!... Psst! Teufel!...“ Wenn man mit einer Frau achtzehn Jahre verheiratet ist, so kennt man sie bereits ein wenig. Ich kannte auch meine Frau und wußte, daß ich nie und nimmer die Kosten des fünf-schwänzigen Muffs hereinbringen würde. Aber etwas anderes weiß ich auch noch: Wenn ich mit meiner Frau nächstens wieder spazieren gehen sollte, so gehe ich mit ihr nur in Gegenwart, wo es keine Auslagen giebt. Etwa auf die Simmeringer Haide, Praterlaid, Schmelz... Im Zeppelejahr. Unteroffizier: „Einjähriger Meyer, bilden Sie sich ja nicht etwa ein, daß Sie 'mal die Treffen kriegen könnten! Ich werde dafür sorgen, daß Ihre hochfliegenden Pläne ein schauerliches — Scherdingen finden!“ Verschmüßt. Dntel: „Wie, Du weißt nicht einmal, wann Karl der Große regiert hat?“ Badfisch: „Ach, geh' mir doch mit Karl dem Großen; seit sich unser Geschichtslehrer verlobt hat, macht mir die ganze Weltgeschichte keinen Spaß mehr!“



Im Dusek. Herr Blumenstein (der im Regenjamer die Bürste statt des Spiegels erwirbt): Ich weiß nicht, was bei Leide nor egal wollen, mit meinem Vollmonde is es segentlich noch gar nicht so schlimm.

Antons Kompliment. Herr: „Sie bleiben doch immer dieselbe, stets fidel und lebenslustig!“ Fräulein: „D, ich bin in den letzten Jahren recht alt geworden, Herr Baron!“ Herr: „Aber nur äußerlich, anädiges Fräulein, nur äußerlich!“

Wie's ihm gerad' dakt. Arzt: „Na, Frau Müller, was macht der Gatte, ist er auch ein folg-samer Patient?“ Frau Müller: „Aber gewiß, Herr Doktor, das Glas Bier, was Sie ihm gestern erlaubten, hat er sofort getrunken!“

Entgegenkommend. Gläubiger: „Sie müßten entschuldigen, daß ich schon wieder mit der Rechnung komme...“ Schuldner: „D bitte sehr, Meister, kommen Sie so oft, wie Sie wollen!“

Erkennungszeichen. „Was, Pittolo, Du tennst mich noch?“ „Natürlich! Sie sind ja der Herr, der voriges Jahr aufs Trinkgeld verges-sen hat.“

Schattenreite. „Eine Gefahr hat der ledige Stand halt doch!“ „Nun?“ „Daß man sich eines Tags ver-lobt.“

Kache. Schreiber: „Der Baron will uns um die Provision pressen; wir thun am besten, wenn wir das Verhältnis mit der Dame wieder auseinander zu bringen suchen!“ Geirathsvermittler: „Nein, jetzt triegt er sie erst recht!“

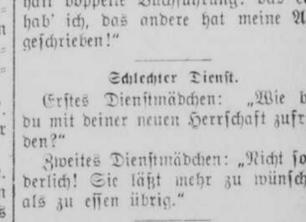
Out gegeben. Weinwirth: „Sie haben mir die Flasche Mojel durch die Kellnerin als angeblich ungenießbar zurückgeschickt... beruht das nicht auf einem Miß-verständniß?“ Gast: „Nein, auf Verständniß.“

Ausrede. Student: „Wie kommt das: an der Tafel stehen mit meinem Namen ange-kreidet sechs Maß, darunter aber noch einmal sechs Maß — und ich hab' doch gestern überhaupt nur sechs getrunken!“ Wirth: „Ja, schau'n's, wir haben halt doppelte Buchführung: das eine hab' ich, das andere hat meine Witte geschrieben!“

Salteter Dienst. Erstes Dienstmädchen: „Wie bist du mit deiner neuen Herrschaft zufrieden?“ Zweites Dienstmädchen: „Nicht son-derlich! Sie läßt mehr zu wünschen als zu essen übrig.“

Ein Archling. Präsident: „Sie haben den Gerich-ten schon sehr viel zu schaffen ge-macht!“ Anwalt: „Na, Herr Präsident, das beruht wohl auf Gegenseitigkeit!“

Var Geächt. Richter: „Siebenundzwanzig Jahre waren Sie iten und ehrlich, und heute stehen Sie nun wegen Diebstahls da!“ Dieb: „Na, erlauben S', is dös nicht lang genug?“



Abgetüht. „Die lieben, kleinen Hände... Mein ganzes Leben möchte ich sie in den meinen halten!“ „Werden sie Ihnen da nicht ein-schlafen?“